

ZS

**Zürcher
Studierendenzeitung**
23.10.2015 #5/15

Bildung bewegt

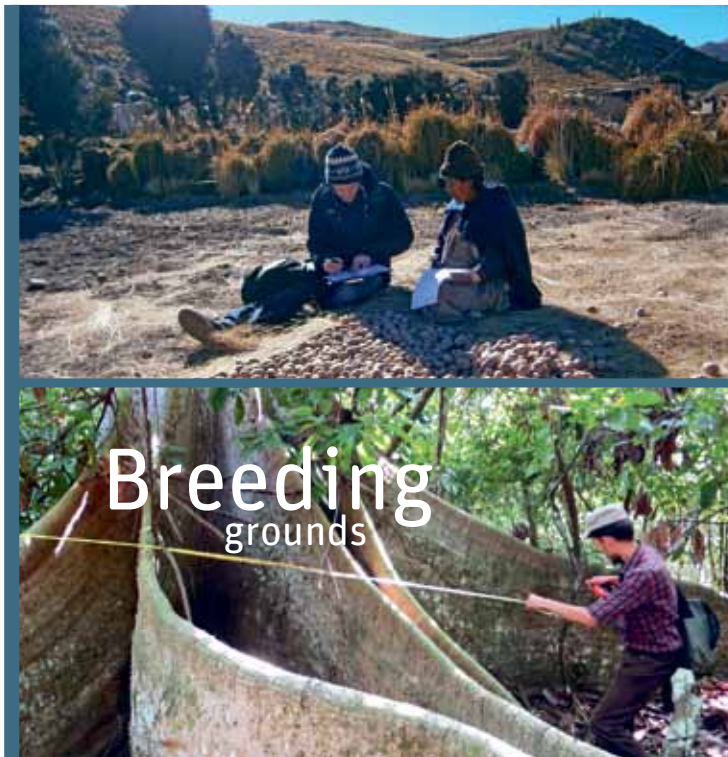
Von Fachkräften
zu Flüchtlingen



Bologna 2020
Rektor peitscht
Reform voran

Woody Allen
Ein Tollpatsch
trotzt dem Tod

Techno-Pfadi
Zürcher Label
startet durch



Fit für den internationalen Arbeitsmarkt?

Mit diesen Masterstudien bist du mitten drin:

- MSc in Life Sciences, Agrar- und Waldwissenschaften
- MSc in Life Sciences, Food, Nutrition and Health

Infoabend in Zollikofen BE:

1. Dezember 2015

Infoabend in Zürich:

1. März 2016

hafl.bfh.ch



► Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften HAFL



moods

HIGHLIGHTS

IM MOODS

Mo 26.10.2015
CHILDREN OF THE LIGHT TRIO
DANILO PÉREZ - JOHN PATITUCCI - BRIAN BLADE

Mi 28.10.2015
VAUDOUE GAME

Fr 30.10.2015, CD-Taufe
EVELINN TROUBLE

So 1.11.2015
CHRISTIAN SCOTT

Mo 2.11.2015
JOSHUA REDMAN

Mi 4.11.2015
JAPRAZZ

Fr 13.–So 15.11.2015
TRANSMUNDIAL FESTIVAL
VIEUX FARKA TOURÉ
AZIZ SAHMAOUI, NOVALIMA u.a.

Fr 20.11.2015
IDAN RAICHEL

Sa 28.11.2015
GRAND PIANORAMAX

Fr 4.12.2015
ANTONIO ZAMBUJO
 Mo 14.12.2015
HIDDEN ORCHESTRA

Sa 19.12.2015
IBRAHIM MAALOUF
«KALTHOUM»

PARTYS

Fr 30.10.2015
FUNKASTIC MIT LIVE-ACT LYING EIGHT
 Sa 31.10.2015
ALI BABA SOUND
16TH BIRTHDAY CELEBRATION
 Fr 6.11.2015
80s & 90s FLASHBACK
 Sa 21.11.2015
BALKANKARAVAN
 Sa 28.11.2015
BOUNCE

ABOS FÜRS MOODS

300 KONZERTE
 IM JAHR FÜR 250.–
 BESUCHEN?

MOODS U-26 ABO
FÜR CHF 250.–
 Freier Eintritt für ein Jahr
 für eine Person in Ausbildung
 unter 26 Jahren.

MOODS U-26 ABO
FÜR ZWEI
FÜR CHF 350.–
 Freier Eintritt für ein Jahr für eine
 Person (in Ausbildung) mit
 Begleitung, beide unter 26 Jahren.

Abos, Konzertgutscheine oder
 Getränkegutscheine bestellen auf
www.moods.ch

Partnerin





6 Assessments für alle?
Bologna wurde nicht konsequent umgesetzt. Das soll sich jetzt ändern.

9 Unpolitische Soziologie
Verstecken sich die Profs vor der Öffentlichkeit?

10—11 Vive la discipline!
Wer in Frankreich studiert, hat keine Zeit für Musse.

14—23 Über alle Grenzen
Wir feiern Partys im Austauschjahr, Flüchtlingen wird ihr Diplom aberkannt. Die zwei Seiten der Migration.

28—30 Bumm, bumm, bumm!
Die Studis hinter dem Technolabel «Miteinander Musik» ziehen in der Nacht durch die Clubs und schlafen tagsüber in der Vorlesung.

5 Impressum **5 Editorial** **7 ZSUZ**
8 ASVZ **12 Truog erklärt die Welt**
12 Public Relations **13 Senf** **22 Zum guten Heinrich** **23 Humans of UZH** **24—25 Woody Allen** **26 Fahr zur Hölle!** **26—27 Kulturspalten**

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
93. Jahrgang
Ausgabe # 5 / 15
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Sonja Schmidli
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 6 / 15: 16.11.2015

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen Teil der ETH-Studierenden verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert, sie
ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 6 / 15: 15.11.2015

Redaktion
Laura Cassani [lac], Severin Frohofer [sef],
Nina Kunz [nik], Michael Kuratli [mik],
Juliana Maric [jum], Andreas Rizzi,
Simon Truog, Dominique Zeier

redaktion@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Oliver Camenzind, Monica Danuser,
Sofie Gollob, Reto Heimann [her],
Mirza Michael Hodel, Pascal Thommen

Bilder und Illustrationen
Marina Barisic, Monica Danuser, Sina Jenny,
Selina Kallen, Michael Kuratli, Juliana Maric,
Hannah Raschle, Snjezana Simic,
Wongwannawat

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragsskillerin.ch)

Produktionssong # 5 / 15
Wurzel 5 – Für di



Editorial

Humankapital — Mal voyeuristisch, mal eine Bedrohung heraufbeschwörend: Über Migration wurde in den letzten Wochen viel geschrieben. Vielleicht zu viel.

Immer wieder las man, dass sich Migration lohnen müsse. Flüchtlinge kosteten nur. Fachkräfte seien willkommen, aber nur temporär. Auch diejenigen, die erklären wollten, warum Migration kein Übel ist, fuhren mit wirtschaftlichen Argumenten auf. Denn Kritiker überzeugt man nicht mit grenzenloser Solidarität; da müssen handfeste Beweise her. Doch Migration muss sich in keiner Handelsbilanz lohnen – genauso wenig wie Bildung. Ihr Wert lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken.

Auch in Zürich muss sich Bildung nicht lohnen. Bildung darf auch einfach mal sein; das ist kein Luxus, sondern das Fundament einer freien Gesellschaft. Rektor Hengartner möchte das Studium so umstellen, dass sich niemand lange vor ungeliebten Fächern drücken kann, denn Studierende, die spät abbrechen, sind unökonomisch. In einem Jahr «Statistik» nicht zu buchen und sich dafür in «Politische Philosophie» zu vertiefen, ist legitim; und bringt Musse. Ohne sie kann die Akademie nicht gedeihen.

Wenn wir aufhören würden, alles zu beziffern, dann sähen wir Menschen, keine Ströme – Studierende, kein Humankapital – Flüchtlinge, keine Bedrohung.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin



Ein Schnellschuss droht

Die Universität Zürich hat die Bologna-Reform nur halbherzig umgesetzt. Der Rektor will das ändern, und zwar bald.

Laura Cassani

Der Universität Zürich stehen turbulente Zeiten bevor. «Bologna 2020», wie die Reform halboffiziell genannt wird, soll die Studiengänge in Zürich endgültig ins Bologna-Zeitalter katapultieren. Denn: «Seit der Einführung von Bologna vor zehn Jahren rennen wir im Hamsterrad. Unter enorm grossen Anstrengungen sind wir nur einen ganz kurzen Weg gegangen», so der Studiendekan der Philosophischen Fakultät, Daniel Müller Nielaba. Alle sind sich einig: Struktur und Aufbau des Studiums an der UZH sind bei weitem nicht perfekt.

Rektor Michael Hengartner hat «Bologna 2020» an seiner Jahresmedienkonferenz vorgestellt: Das Assessmentsystem – wie es etwa Jus schon kennt – soll flächendeckend eingeführt werden. Es kostet die Uni weniger; indem alle Teilfächer im ersten Studienjahr geprüft werden, will man verhindern, dass Studierende sich lange um ein Fach drücken und dann abbrechen, wenn es ihnen nicht gefällt.

Hengartner möchte auch das Bachelorstudium breiter anlegen – die Rede ist zum Beispiel von einem BA «Sozialwissenschaften», der Fächer wie Politologie, Publizistik und Soziologie zusammenführt. Spezialisieren soll man sich dann erst im Master. Das soll ein weiterführendes Studium an der Universität Zürich attraktiver machen und die Studierenden davon abhalten, nach dem Bachelor zu verschwinden.

Zudem wird es in Zukunft nur noch ein Haupt- und ein Nebenfach geben. Und die Module werden grösser: mehrere inhaltlich aufeinander abgestimmte Veranstaltungen und eine einzige Prüfung. Das entspreche der eigentlichen Idee von Bologna, so die Verantwortlichen.

Die Philosophische Fakultät (PhF) wird von den Veränderungen am stärksten betroffen sein. Das Assessmentjahr wurde hier kurz nach der Bologna-Reform vielerorts wieder abgeschafft. Das Studium an der PhF ist heute wie ein Baukasten, aus dem sich alle ihre Wunschkombination zusammenstellen. Diese Kleinteiligkeit soll mit der Reform verschwinden. In Zukunft müssten Fächer, die bisher kaum etwas miteinander zu tun haben wollten, gemeinsame Studienprogramme anbieten.

«Dieser Kulturwandel braucht seine Zeit. Das ist ein Mehrgenerationenprojekt.»

ten. Der Prorektor der Geistes- und Sozialwissenschaften, Otfried Jarren, spricht von einem «Kulturwandel».

Angst vor der Abschaffung

Konkret heisst das: Die Leitung der Universität fordert von den Professorinnen und Professoren, dass sie über die Grenzen der Disziplinen zusammenarbeiten. «In diesem neuen akademischen Modell soll der Lehrstuhl nicht mehr der Nabel der Welt sein», meint Müller Nielaba. Und von den kleinsten Fächern wird erwartet, dass sie sich in Studienprogramme einordnen – und darauf vertrauen, nicht abgeschafft zu werden. Denn die kleineren Fächer sitzen am kürzeren Hebel, wenn Kooperation unter den Disziplinen gefordert wird. Kooperieren müssten die Fächer besonders dann, wenn man im BA bald einfach «Sozialwissenschaften» oder «Sprachwissenschaften» studieren soll. Dass es dazu kommen

wird, daran scheint aber ausser dem Rektor und dem Prorektor niemand zu glauben. Auch der Studiendekan Müller Nielaba hält nichts von dieser Idee: «Solche allgemeinen Studienprogramme halte ich für Unfug. Ich habe den Rektor auch nie so verstanden, dass er uns den Befehl gibt, alles drastisch umzustellen.»

Eine gewisse Reformmüdigkeit

Der Name «Bologna 2020» ist Programm: Der Rektor will, dass die Reform 2018 steht und schon 2020 nach vereinheitlichten Reglementen studiert wird. «Weniger Prüfungen und besser genutzte Synergien, das klingt zwar nach einer längerfristigen Entlastung, auch für uns Lehrende. Aber bis die Synergien genutzt werden können, wartet sehr viel Arbeit auf uns»,

gibt Brigitte Frizzoni, Geschäftsführerin der Populären Kulturen, zu bedenken. Sie spricht aus Erfahrung: Vor kurzem ging die Fusionierung ihres Instituts mit der Ethnologie und dem Völkerkundemuseum über die Bühne. Bis heute viel Arbeit für alle Beteiligten.

Eine gewisse Reformmüdigkeit erkennen auch die Verantwortlichen. Aber sie müssen daran glauben, den Prozess gut über die Bühne zu bringen. Und sie wollen dafür sorgen, dass trotz Zeitdruck keine unausgegorenen Lösungen umgesetzt werden wie bei der Reform vor zehn Jahren. Bisher wissen noch die wenigsten Mitarbeitenden und Studierenden vom rasanten «Kulturwandel», der von ihnen erwartet wird. Ob eine solch grundsätzliche Veränderung in drei Jahren vollzogen werden kann, bezweifelt auch Prorektor Jarren: «Persönlich glaube ich, dass dieser Kulturwandel seine Zeit braucht. Das ist ein Mehrgenerationenprojekt.» ♦



Das Schweigen der Soziologen

Warum man von den Professorinnen und Professoren nichts hört.

Dominique Zeier (Text) und Selina Kallen (Bild)

Rund die Hälfte aller Volksabstimmungen weltweit findet in der Schweiz statt. Das liegt vor allem daran, dass hierzulande über alles abgestimmt wird – von der nationalen Gesundheitspolitik bis zum Sitzbänkli am Waldrand. Mit Volksinitiativen geben sich Parteien oft eine eigene Bühne für ihre Politik. Umso wichtiger sind Expertinnen und Experten, die kompetent Auskunft über zur Diskussion stehende Themen geben können.

Die Universität Zürich verfügt über eine ganze Reihe solcher Fachleute, nicht zuletzt die Professorinnen und Professoren des Soziologischen Instituts (SUZ). Doch es ist auffällig, wie selten sich diese in den Medien zu Wort melden. Seit dem Tod des omnipräsenten Mediensoziologen Kurt Imhof ist es um die Soziologieprofessorinnen und -professoren der UZH erstaunlich still. Erst recht im Vergleich zu Koryphäen wie Ueli Mäder von der Universität Basel: Der Soziologe aus Basel hat allein im September dieses Jahres über zehn Erwähnungen in Schweizer Medien zu verbuchen. Mehr als alle fünf Zürcher Lehrstuhlinhaberinnen und -inhaber zusammen.

Wissenschaft versus Politik?

Eine Ausnahme unter den schweigenden Profs bildet Katja Rost, seit drei Jahren Ordinaria am SUZ. Einmal pro Monat meldet sie sich mit einer Kolumne im

Sonntags-Blick zu Wort. Ihr ist das Problem bekannt: «Die Rückmeldung, dass wir Soziologieprofessoren der UZH nur selten öffentlich auftreten, ist für uns nicht neu und wurde bereits von einigen unserer Studierenden an uns hergetragen.» Sie sieht den Grund dafür vor allem in der Ausbildung der Dozierenden: «Meine Erfahrung ist, dass diejenigen, die von öffentlich aktiven Professoren ausgebildet wurden, dies auch in ihrer eigenen Laufbahn tun. Wer dies nicht so erfahren hat, hat auch andere Prioritäten.» Rosts Kollege Jörg Rössel hinterfragt die Sache mit der Öffentlichkeitsarbeit allerdings grundlegend: «Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik funktionieren nach unterschiedlichen Regeln. Geht es in der Wissenschaft um die Untersuchung von Sachverhalten, so geht es in der Politik um die Durchsetzung von Entscheidungen. Und in den Medien vor allem um Aufmerksamkeit. Das ist nicht kompatibel.» Er meint gar: «Man müsste das Ganze eher umgekehrt formulieren und fragen: Wie kommt es eigentlich dazu, dass sich Wissenschaftler überhaupt öffentlich äussern?»

Antwort nur auf Anfrage

Auch die Studentin Céline Gloor vom Fachverein Soziologie glaubt, dass sich die Professorinnen und Professoren nicht als Mediensprechende sehen. «Bei einer konkreten Anfrage äussern sie sich jedoch gerne zu aktuellen Themen mit soziologischen Aspekten», sagt sie. Dies gaben auch die meisten Professorinnen und Professoren so an. Der Generationenforscher Marc Szydlik hätte sich gerne mehr zur Debatte um die Erbschaftssteuer geäussert. Nur sei dies nicht immer einfach, erklärt Katja Rost: «Manche werden von den Medien nur ein-, zweimal angefragt und, weil sie sich nicht prägnant genug äussern, nie wieder. Hinzu kommt, dass sie für die Presse immer sofort erreichbar sein müssen – das geht in diesem Beruf einfach nicht.» Daher sei gegenseitiges Verständnis von Presse und Wissenschaft für eine gute Zusammenarbeit wichtig. Anscheinend versteht man sich in Basel also einfach besser mit den Medien als in Zürich. ◇

Stille Schafferin

Geht die Rechnung der «Zentralstelle der Zürcher Studentenschaft» bald nicht mehr auf?

Mirza Michael Hodel

Vom kleinen, selbstverwalteten Buchlädeli zur millionenschweren Stiftung: Die Geschichte der «Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich» (ZSUZ) ist eigentlich eine Erfolgsgeschichte. Trotzdem kämpft die Institution mit grundsätzlichen Problemen. 1907 gegründet, stellte die ZSUZ zuerst benutzte Bücher und Mikroskope für das Studium zur Verfügung. Heute, 108 Jahre später, betreibt sie mit 35 Mitarbeitenden Kioske, einen Laden und eine Druckerei, stellt uniweit die Kopiergeräte zur Verfügung und unterhält die universitäre Arbeitsvermittlungsstelle. Am schwarzen Giraffenmuster der Zentralstelle kommt niemand in seinem Studium vorbei. Auch wenn die Stiftung heute einen Umsatz im achtstelligen Bereich erwirtschaftet – die ZSUZ ist noch immer die stille Schafferin im Universitätsalltag. Alle Studierenden nutzen ihre Angebote, doch wenige wissen, dass es die Stiftung überhaupt gibt.

Das Kernziel der ZSUZ ist es, das Wohl der Studierenden zu fördern. Wohin das Geld fliesst, entscheiden die Studierenden dann auch selbst: Sieben von neun Stiftungsrätinnen und -räten sind noch immatrikuliert. Der studentische Einfluss erklärt sich dadurch, dass die ZSUZ bis 1978 in die Vorgängerorganisation des VSUZH eingebunden war – seit bald 40 Jahren ist sie jedoch unabhängig.

Keine Subventionen

Es ist ein offenes Geheimnis, dass das Verhältnis zwischen der ZSUZ und der Universität ein angespanntes ist. Schon 2008 klärte der damalige ZSUZ-Präsident Mirco d'Angelo auf: «Entgegen der landläufigen Meinung werden wir nicht subventioniert.» Gemäss Thomas Tschüm-

perlin, Leiter der Rektoratsdienste, bezahlt die ZSUZ zurzeit jedoch keine Miete für ihre Büros. Es wurde vereinbart, dass die Stiftung diesen Betrag zurückstellt; das heisst, sie spart dieses Geld vorläufig an. Der Grund dafür sei, dass grundsätzliche Diskussionen anstehen, so Tschümperlin. Der Rektoratsdienst möchte nächstes Jahr mit sämtlichen Dienstleistern in Ruhe darüber verhandeln, welche Angebote es in Zukunft auf dem Campus braucht – denn die Bedürfnisse der Studierenden haben sich geändert.

Der aktuelle ZSUZ-Präsident Marco Toscano hofft, dass man sich mit der Universität kooperativ einigen kann. Denn die Konkurrenz für die Stiftung ist gross. Die ETH-Druckerei kann beispielsweise subventionierte Preise anbieten, da sie vom Bund unterstützt wird. Was auch immer bei den Verhandlungen herauskommen wird – die ZSUZ sollte ihren historischen Auftrag nicht vergessen: die «ideelle und materielle Wohlfahrt» der Studierenden. ◇

Anzeige

Was sonst?

Widerstand gegen Nespresso-Kapseln.

Mirza Michael Hodel

«Trinkt ihr lieber Nespresso- oder Lavazza-Kaffee?» – diese Frage beantworteten Studierende im Frühling im Rahmen einer Umfrage der ZSUZ. Obschon nur Wenige sich daran beteiligten, entschloss sich der Stiftungsrat dazu, für eine Testphase von drei Monaten am Hauptgebäude-Kiosk neben Lavazza- auch Nespresso-Kaffee anzubieten. Zumindest einen Vorteil bringt die Nespresso-Maschine: Sie erwärmt die Milch.

Die Kioskmitarbeitenden führen bis Ende Oktober Buch über die tägliche Kaffeenachfrage. Dann will der Stiftungsrat über eine definitive Umstellung auf Nespresso diskutieren. Schon jetzt wird am Kiosk aber meist ungefragt der neue Kaffee verkauft.

Seitens der Studierendenschaft regt sich nun Widerstand. Die hochschulpolitische Gruppe kriPo (kritische Politik) startet eine Kampagne: «Wir bekämpfen die Kapseln, da es nicht länger tragbar ist, dass die Uni profitungrige Firmen unterstützt, welche Menschenrechte mit Füßen treten», sagt eine der Initiantinnen. Erst vor kurzem hat auch am Ostasiatischen Seminar ein «Nespresso-Boycott» durch Studierende stattgefunden. Ob für die Kaffeetrinkenden inhumane Geschäfte ein stärkeres Argument sind als erwärmte Milch, wird sich zeigen. ◇



Universität
Zürich^{UZH}

Tag der Lehre
4.11.2015
Motiviert! → www.tagderlehre.uzh.ch



«Bodypump» im Irchel: Turnstunde aus Übersee

Die Lizenz zum Schwitzen

Der ASVZ kauft Kurse aus Neuseeland ein, um auf dem Zürcher Fitnessmarkt zu bestehen.

Pascal Thommen (Text)
und Wongwannawat (Bild)

Der Takt ist schnell, der Bass hämmert, die Gruppe schwitzt. Wer sich an diesem Morgen in der «Bodypump»-Stunde unter der Polyterrasse verausgabt, ist nicht alleine: Weltweit folgen Tausende gleichzeitig der genau gleichen Choreographie – zur genau gleichen Musik. Der neuseeländische Konzern «Les Mills» ist der führende globale Anbieter von Gruppenfitnessprogrammen. Das gemeinsame Schwitzen zu standardisierten Abläufen ist seit geraumer Zeit ein Trend: Über 15'000 Fitnessstudios weltweit bieten «Les Mills»-Kurse an. Auch der Akademischen Sportverband Zürich (ASVZ) wird mit den vorgefertigten Produkten beliefert. Sie tragen so klingende Namen wie «Bodypump», «Bodybalance», «Bodyattack» und «Bodycombat».

Releases und Quarterlies

Beim ASVZ ist die Nachfrage nach Gruppenfitnesskursen gross. Die Vorteile von eingekauften Lizenzkursen liegen dabei auf der Hand: Dem ASVZ bleibt die Ausbildung der Trainerinnen und Trainer erspart – und diese müssen ihre Stunden nicht selbst zusammenstellen. «Les Mills» übernimmt die Ausbildung und versorgt die «Instructors» danach alle drei Monate mit den «Releases» – vorgefertigten Trainingseinheiten, die auf der anderen Seite der Welt zusammengestellt werden.

Der ASVZ bezahlt für die Programme eine Gebühr. Ein erster lizenzierter Kurs kostet 350 Franken pro Monat, jeder weitere noch die Hälfte. Für den ASVZ sind die Kurse eher günstig, gemessen an deren Beliebtheit. Aber die Instructors müssen zusätzlich in die eigene Tasche greifen: Eine Ausbildung zum «Kursleiter Bodypump», die in der Schweiz von der «Swiss Academy of Fitness and Sports» angeboten wird, kostet 520 Franken. In vierteljährlichen Fortbildungen, den «Quarterlies», müssen die «Releases» für jeweils 76 Franken einstudiert werden. Der ASVZ beteiligt sich aber an den Kosten für die «Quarterlies», so Nike Panitsas, Kommunikationsverantwortliche beim Sportverband.

Konkurrenzkampf

Finanziert wird das gesamte Sportangebot des ASVZ auch durch einen Beitrag der Studierenden. Weshalb werden diese Gelder für Lizenzen ausgegeben – statt für Programme, die vom ASVZ selbst entwickelt werden? «Die Aufgabe und oberste Zielsetzung des ASVZ ist es, ein vielseitiges, attraktives und konkurrenzfähiges Sportangebot bereitzustellen», sagt Panitsas. Dies verwundert vor dem Hintergrund einer hohen Zahl an Fitnessanbietern nicht. Weltweit ist die Dichte an Fitnessstudios in Zürich am höchsten – geschätzt wird die Zahl auf 40 bis 50 im Grossraum Zürich, dreimal so viele wie in Basel.

Laut Panitsas muss aber niemand beim ASVZ nur im Dienste der Konkurrenzfähigkeit eine teure Ausbildung durchlaufen. Die Kosten fallen einfach vor der Einstellung privat an: «Wir setzen die jeweilige Ausbildung voraus, wenn wir einen Trainingsleitenden für eine Les-Mills-Lektion einstellen wollen.» ♦



Die Sorbonne: Der Weg hierhin ist steinig.

Prekär in Paris Strikte Arbeitsmoral statt Selbstfindung: Das Studium in Frankreich ist nicht zum Vergnügen da.

Sofie Gollob (Text) und
Snjezana Simic (Bild)

Ich hatte das Gefühl, einen Schulhof zu betreten – dabei war es der Campus der «Université Paris Diderot». Neben rauchenden Jungs in zerrissenen Jeans standen Grüppchen von schwatzenden Frauen. Erasmusstudierende an anderen Pariser Universitäten bestätigten mir den Eindruck, dass die Studierenden unglaublich jung sind.

Was in der Schweiz nur langsam Gestalt annimmt, ist für sie längst Realität: Nach dem «Baccalauréat» – dem französischen Schulabschluss – machen sie ohne Pause weiter, um nach fünf Jahren Regelstudienzeit in den Arbeitsmarkt einzusteigen. Von Selbstfindung, Service-Jobs und Sprachkursen auf Malta vor dem Studium will keiner der Befragten etwas wissen. Stattdessen absolvieren sie un-

bezahlte Praktika in den Semesterferien oder machen eine Doppelausbildung, um sich im Arbeitsleben besser behaupten zu können. Schnelligkeit und Zielstrebigkeit scheinen selbstverständlich. Sind die Studierenden der Grande Nation – der Mutter von Denkern wie Descartes, Voltaire und Foucault – so viel besser als wir?

Prof mit 23

Das unangenehme Gefühl, plötzlich selber die alte Dame im Vorlesungssaal zu sein, lässt sich quantitativ belegen. Gemäss der OECD-Studie «Bildung auf einen Blick» sind französische Studierende durchschnittlich drei bis vier Jahre jünger als wir. Im Jahr 2014 lag das Abschlussalter von Studierenden im Schweizer Hochschulbereich zwischen 25 und 27 Jahren,

während es in Frankreich zwischen 21 und 24 Jahren lag.

Niemand verkörpert den Geist des französischen Unisystems besser als der Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty, der mit 44 Jahren eine beachtliche Karriere hinter sich hat. Als 16-Jähriger machte Piketty sein «Baccalauréat», um mit 22 an der «École des Hautes Études en Sciences Sociales» (EHESS) sowie der London School of Economics zu promovieren. 23-jährig übernahm er eine Juniorprofessur am Massachusetts Institute of Technology (MIT). Mit 29 wurde Piketty Direktor der EHESS, einer der renommiertesten Bildungsinstitutionen Frankreichs. Dieser Mann hat in Bezug auf seine Karriere vieles richtig gemacht, das heisst: Nebst der Tatsache, dass er an hervorragenden Bildungseinrichtungen studierte und arbeitete, war er stets verdammt jung.

Bitte keine Leerstellen

Piketitys Curriculum verweist auf einen grundlegenden Unterschied zwischen dem französischen und dem Schweizer Bildungssystem: Französische Schülerinnen und Schüler werden früher eingeschult und sind bei allen Abschlüssen jünger als wir. Piketitys Karriere ist zweifellos einzigartig und stellt keinesfalls den idealtypischen Bildungsweg dar. Sie zeigt aber, dass im französischen Bildungssystem eine Promotion mit 22 Jahren machbar ist – in der Schweiz ein Ding der Unmöglichkeit.

Pausen zwischen «Lycée» (Äquivalent zum Gymnasium) und Universität sind nicht vorgesehen. Im Gespräch mit Stu-

dierten der Architekturstudent Adrien: «Oui, j'ai peur de la précarité et j'ai peur de l'avenir.» – «Ja, ich habe Angst vor der Armut und ich habe Angst vor der Zukunft.» Die Motivation für das Tempo scheint also kaum intrinsisch.

Keine Anreize für langes Studium

Auch der Einwand, dass praktische Erfahrungen wertvoll seien im Arbeitsleben, zieht bei französischen Studierenden kaum. Einerseits ist das Unisystem mit Präsenzzeiten und Frontalunterricht zu stark verschult. Andererseits bietet der französische Arbeitsmarkt wenig bezahlte Teilzeitstellen für Studierende. Wie in Deutschland sind Praktika, selbst wenn sie obligatorisch sind, meist unbezahlt. Aus finanzieller Perspektive besteht für französische Studierende wenig bis kein Anreiz, länger als nötig an der Universität zu bleiben.

Mit Blick auf die mangelnden Sprachkompetenzen französischer Studierender bleibt noch ein letztes Argument für ein ausgedehntes Studium vorzubringen: Reisen, Sprachen, interkultureller Austausch! Doch auch dies überzeugt meine Kommilitoninnen und Kommilitonen nicht. Für viele ist es mittlerweile eine Selbstverständlichkeit, ein Erasmusjahr im Ausland zu verbringen – meine Mitbewohner waren in Indien, Schweden und der Türkei. Im Kontrast zum Prozedere an der Universität Zürich stellt es in Frankreich auch kein Problem dar, Auslandsemester ohne Zeitverlust in das reguläre Curriculum zu integrieren. In der oberen Bildungsklasse – einer Minderheit mit Zugang zu exzellenter Schulbildung – ist ausserdem ein (abgesehen vom Akzent) gutes Englischniveau selbstverständlich.

Frieren in der Bibliothek

Während meines Erasmussemesters in Paris setzte sich ein zweiter Eindruck durch: Die Unis sind unterfinanziert. Unterfinanziert heisst, dass es in den Bibliotheken kalt wird im Winter. Besser finanzierte Institutionen sind für die Studie-

renden der Bildungselite reserviert. Seit Napoleon existieren in Frankreich zwei Hochschultypen: Neben den normalen Universitäten gibt es die Grandes Écoles, spezialisierte Elitehochschulen wie beispielsweise die EHESS. Die meisten bekannten Intellektuellen Frankreichs haben nicht an einer Universität, sondern an der «École normale supérieure» in Paris studiert. Aufgrund der grossen Zahl an

Die Unis sind unterfinanziert.

«Lycée»-Absolventen wird hart selektiert. Um in eine Grande École aufgenommen zu werden, müssen Studierende in der Regel einen enorm aufwändigen zweijährigen Vorbereitungskurs, die «classe préparatoire», besuchen. Nur die Besten und Zielstrebigsten, nur diejenigen also, die perfekt im französischen Bildungssystem funktionieren, werden aufgenommen. Auch von dieser Seite besteht keinerlei Möglichkeit, sein Studium zeitlich flexibel zu gestalten.

Der Elitarismus der französischen Gesellschaft wurzelt in einem historisch und kulturell aufgebauchten Bildungsverständnis, das sich bis heute hält. Eine Konsequenz davon ist eine tiefgreifende soziale Ungleichheit aufgrund des Bildungsniveaus. Den meisten Französinen und Franzosen bleiben die Türen von Schulen wie der «École normale supérieure» verschlossen. Auf der anderen Seite stehen all jene, die gute beziehungsweise gut finanzierte Hochschulen besuchen, unter einem enormen Leistungsdruck. Dass viele französische Studierende tatsächlich über eine beeindruckende Arbeitsmoral verfügen, steht ausser Zweifel. Dass wir Schweizer dagegen zu viel Zeit für fade Nebenjobs und Partys aufwenden, auch. Gleichzeitig schien es mir, als bliebe jungen Menschen in Frankreich wenig Raum für innovative Ideen und unabhängiges Denken; weder innerhalb noch ausserhalb der Universität. Für Selbstfindung bleibt ihnen in der schwierigen wirtschaftlichen Situation keine Zeit – und angesichts des grossen kulturellen Erbes kein Platz. ◇

«Ich habe Angst vor der Armut und der Zukunft.»

dierenden wird deutlich, dass dies auf den französischen Arbeitsmarkt zurückzuführen ist: Leerstellen im CV machen sich schlecht und müssen dementsprechend gut begründet werden. Es soll hier nicht über Sinn respektive Unsinn des schnellen Studiums generell diskutiert werden. Vielmehr drängt sich die Frage auf, wie stark dieses enorme Tempo beim Studieren in Frankreich mit der Angst vor Arbeitslosigkeit verbunden ist. Danach

Warum können wir uns nicht entscheiden? —

Freud erinnerten die inneren Konflikte des zaudernden Subjekts an das arme Ehepaar in einem dazumal bekannten Märchen. Eine gute Fee gibt ihnen drei Wünsche frei, und der Mann wünscht sich sogleich die Würstchen herbei, deren Duft so köstlich aus der nächsten Hütte herüberweht. Aus Erbitterung über diese dumme Wahl ersehnt die Frau, die Würstchen mögen ihm an der Nase hängen. Den dritten Wunsch müssen sie natürlich dazu verwenden, die Würstchen wieder von da zu entfernen.

Dass es schlechte Entscheidungen gibt, liegt auf der Hand. Und doch legt die Rede von der «Qual der Wahl» nahe, dass wir manchmal lieber gar keine Wahl hätten, was natürlich widersinnig ist. Vielleicht liegt Entscheidungsschwierigkeiten ein Konflikt zwischen Verbindlichkeit und Freiheit zugrunde. Die Freiheit ist eine erfreuliche Grundidee des modernen Lebens, doch darf sie uns nicht über unsere Abhängigkeiten hinwegtäuschen. Diese rühren daher, dass wir unser Leben nicht alleine verbringen wollen und können.

Und deshalb lassen wir uns auf andere Menschen ein: auf Freunde, Liebespartnerinnen, Spielgegner, Arbeitgeberinnen und Mitbürger. Wahre Freiheit ist demnach nicht, der Illusion völliger Autonomie zu verfallen, sondern, sich aus freien Stücken zu entscheiden, in welche Abhängigkeiten man sich begibt. Wer sich entscheidet, hat dies erkannt; wer zaudert, hängt noch an der Illusion völliger Unabhängigkeit.



Schick deine Frage an unseren Hausphilosophen Truog:
redaktion@medienverein.ch oder [Twitter @zsonline](https://twitter.com/zsonline)

Der Akademische Sportverein Zürich hat herausgefunden, ...

...dass FIFA-Chef Sepp Blatter gerne Synchronschwimmen im TV schaut und Rassismus blöd findet.

In der Septemбераusgabe des ASVZ-Hefts «GO!» stellt Textchef Thomi Borowski dem Noch-FIFA-Chef Sepp Blatter acht Fragen. Das versprach interessant zu werden: Der mittlerweile suspendierte Präsident des Weltfussballverbands steht ja seit längerem im Fokus der internationalen Presse. Und wird dort nicht gerade von seiner besten Seite gezeigt. (Eine offizielle Anklage gegen Blatter gab es kürzlich noch obendrauf, das war jedoch nach dem «GO!»-Redaktionsschluss.)

Kritische Fragen werden keine gestellt. Statt zum Beispiel zu fragen: «Herr Blatter, wieso finden die Fussballweltmeisterschaften nur noch in undemokratischen Ländern statt?», entlockt der Journalist dem Fussball-Funktionär Plattitüden. Blatter würde gerne «dem Rassismus, der Diskriminierung und der Intoleranz» die rote Karte zeigen.

Der Verbandspräsident wird auch nicht gefragt, ob er Fernsehübertragungsrechte zu Freundschaftspreisen verhökert hat. Sondern: «Gibt es einen Sport, den Sie lieber am TV schauen, als ihn selbst auszuüben?» Wenigstens entbehren manche Sätze von Blatter nicht einer gewissen politischen Brisanz – ganz ungewollt: «Und ich darf mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen: Meine Mitarbeiter hören auf mich. Meistens gewinnt die FIFA.» Der Rest ist selbstdarstellerisches Kokettieren – und das vor immerhin 64'000 «GO!»-Leserinnen und Lesern.

Was wissen wir nun mehr? Während die ganze Welt nach Zürich schaut, wo hochrangige Fussball-Funktionäre in Handschellen aus Luxushotels abgeführt werden, bietet der ASVZ dem FIFA-Boss eine – die letzte? – Bühne, wo er sich als harmlosen Sportfan und gutmütigen Menschenfreund in Szene setzen darf. Das war dann aber auch schon alles. [lac]

Die neueste GO!-Ausgabe gibts online:
www.asvz.ethz.ch



Cassani

Genderlove

Videoblog — Die deutsche Boulevardzeitung BILD hat das «ultimate Macho-Tool» kreiert, mit dem man die nackten «BILD-Girls» wahlweise nach Haarfarbe oder Körbchengrösse sortieren kann. Nein, dafür will ich auf keinen Fall Werbung machen! Stattdessen schau ich mir lieber den Videoblog «Tariks Genderkrise» an. Stets mit einem Lächeln im Gesicht spricht Tarik über die Absurditäten unserer patriarchalen Welt. Anschauen, «Genderlove» feiern, die Welt verbessern!

www.youtube.com/tariksgenderkrise



Kuratli

Nestbeschmutzer

Buch — Es ist dieses Nestbeschmutzertum, dieses zutiefst österreichische Nestbeschmutzertum, meint Kuratli, sagt Schoop, das die deutschsprachige Literatur, wenn nicht die Literatur überhaupt und grundsätzlich, aus der unerträglichen Bequemlichkeit dieses skandalösen Staatsglaubens, der krankmachenden Staatsgläubig- und Staatsbequemlichkeit herausriss und ans Licht zerrte, so Kuratli, meint Schoop, zu Truog.

Thomas Bernhard, «Gehen»



Rizzi

Schweine

Ticketgraumarkt — Waren es bis vor einigen Jahren noch einzelne Arschlöcher, die Konzerttickets en masse zusammenklaubten, um sie vor dem Lokal oder via Tauschbörse zu viel Geld zu machen, passiert das heute gewerbmässig. Firmen kaufen bei offiziellen Verkäufern Eintrittskarten, generieren so Mangel und verdienen sich damit goldene Mittelfinger. 99 Franken anstatt 35? Menschen abzocken, denen etwas an der Band, der Oper oder dem Theater liegt? Vielen Dank, alltickets.ch und wie ihr alle heisst.



Frohofer

Himbo

Lifestyle — Bier ist für Proleten, Wein für Möchtgegnern. Mate war mal cool, Hugo trinkt man ab 40 und Gin Tonic war schon 2010 out. Von Cola wollen wir gar nicht reden. Was also trinkt der urbane junge Dandy, um im Odeon mit Klasse und Individualität aufzutrupfen? «Le Sirupier de Berne» produziert süssen Nektar in schicken Fläschchen. Neben Klassikern wie Himbeer und Holunderblüte stellen sie auch Kreationen wie Rosenblüten, Troll, «Besser aus Ystee», Tannentrieb und Blüemlisirup her. Ultra fein und sahip.



Truog

Zauberstücke

Vintage-Gitarren — Weshalb geht von Musikinstrumenten eine solch zauberhafte Aura aus, dass der Keith Richards in mir jauchzt? Weil sie zeitlos sind und der Wegwerfgesellschaft trotzen! So ein Microsoft-PC? Nichts wert. iPhone 3? Pah. Eine Gibson Les Paul aus dem Jahr 1975? Prachtstück! Ein 1984er Fender Precision Bass? Legende! Wer sich so eine Fitze unter den Nagel reissen will, geht am besten zu Yeahman in die Hauptstadt.

www.yeahmanguitars.com



Kunz

Glück ab Blatt

Selbsthilfe — Meist verlasse ich den Orell Füssli mit leeren Händen; die Selbsthilfe-Literatur hat mich vertrieben. «Steinzeit-Diät», «Wie finde ich Mr. Rich» – da löscht es mir ab. Es ist ein verführerischer Gedanke, dass einen diese Ratgeber glücklicher machen, aber eigentlich wüssten wir doch alle, was zu tun wäre: Weniger von dem, was uns stresst, mehr davon, was uns nicht stresst. Kauft daher kein Buch über transzendente Meditation, wenn die Prüfungsphase beginnt. Geht spazieren, schlenkert durchs Quartier als wärt ihr zum ersten Mal dort. Wirkt Wunder und kostet nichts.



Marić

Feminismus online

Newsletter — Ich kriege seit Neustem Briefe von Lena Dunham und Jenny Konner. Das Ganze heisst «Lenny Letter» und ist kein typischer Online-Journalismus. Neben den beiden Produzentinnen der Serie «Girls» äussern sich in jeder Ausgabe verschiedenste Autorinnen zu Themen wie Feminismus, Stil, Gesundheit, Politik und Freundschaft. Jennifer Lawrence schreibt in der aktuellsten Ausgabe darüber, wieso ihre männlichen Kollegen Millionen mehr verdienen. Lesenswert!

www.lennyletter.com



Zeier

Pubquiz

Unnützes Wissen — Wusstest du, dass Tschechien weltweit den grössten Bierkonsum pro Kopf verbucht? Oder dass Coulrophobie die irrationale Angst vor Clowns bezeichnet, und dass ein Tag auf der Venus länger dauert als ein Venusjahr? Ich bin ein Fan nutzloser Facts und begeisterte Pubquiz-Gängerin. Auch in Zürich gibt es einige gute Veranstaltungsorte, beispielsweise das «Oliver Twist»-Pub im Niederdorf. Werde ich dieses Wissen jemals im Alltag benötigen? Unwahrscheinlich, aber für den einen oder anderen erstaunten Blick eines Unwissenden lohnt es sich trotzdem.

Thema

Auf und davon!

Bildung über Grenzen hinweg

Martina Barisic (Bilder)





Jenseits von «Erasmus-Orgasmus» — Bei akademischer Mobilität denken wir vor allem an feuchtfröhliche Austauschsemester in Berlin und nette Praktika in New York. Dass die Erasmus-Party bald vorbei sein könnte, war denn auch die grösste Sorge vieler Studierender, als die Masseneinwanderungsinitiative angenommen wurde. Manchen fiel gar ein Stein vom Herzen, weil ihnen in Zukunft weniger «exzellente Ausländer» auf der Karriereleiter im Weg stehen werden.

Internationalität heisst aber nicht nur, in einer fremden Grossstadt den CV aufzupumpen. Bei Bildungsmigration geht es um existenzielle Fragen – und darum, welche Verantwortung Schweizer Universitäten in der internationalen Bildungslandschaft übernehmen. Akademikerinnen und Akademiker aus Griechenland oder Spanien verlassen ihr Zuhause, um hier eine bessere Perspektive zu haben. Auch Menschen aus Kriegsgebieten finden den Weg an Schweizer Universitäten. Was aber, wenn ihre Zeugnisse hier plötzlich nichts mehr wert sind? Was, wenn sie nach einem Studium in der Schweiz zwar einen Job hätten, die nötige Aufenthaltsbewilligung aber ausbleibt?

Die Schweizer Hochschulen senden ambivalente Signale. Um der Konkurrenz auf dem globalen Bildungsmarkt gewachsen zu sein, werden die brilliantesten Köpfe gesucht – unabhängig von ihrer Herkunft. Gleichzeitig scheint aber der «inländische» Nachwuchs förderungswürdiger zu sein. Vor kurzem hat ETH-Präsident Guzzella verkündet, dass Flüchtlinge einfacher zum Studium zugelassen werden sollen. Es ist zu hoffen, dass dieser Schritt nicht nur Symbolpolitik ist – und weitere folgen.

Laura Cassani

Her mit den Fachkräften!

Die Globalisierung bestimmt den Arbeitsmarkt. Die Universitäten sind da keine Ausnahme.

Severin Frohofer (Text)

Der «deutsche Filz» erhitzt die Gemüter. Ausländische Forschende würden dem heimischen Nachwuchs die ohnehin schon raren Plätze an der Akademie streitig machen, beklagt sich eine grosse Schweizer Partei. Doch ohne Ausländerinnen und Ausländer stünde es schlecht um die Bildungslandschaft Schweiz.

Mehr Studierende aus dem Ausland

Seit dem Jahr 2000 hat sich die Zahl der Studierenden in der Schweiz um 25 Prozent erhöht. Dies hat mit der steigenden Zahl an Maturaabschlüssen zu tun, ist aber in erster Linie auf den Zuwachs an Bildungsausländerinnen und -ausländern zurückzuführen: Rund ein Viertel der knapp 144'000 Universitäts-Studierenden hat das Gymnasium nicht in der Schweiz besucht. Statistiken prognostizieren zudem, dass 2021 anderthalbmal so viele Personen aus dem Ausland hier ein Studium beginnen werden wie 2011, während die Zahl der Schweizer Studierenden stagniert.

Das bedeutet für die Universitäten, dass sie Angebot und Infrastruktur anpassen müssen, ohne dass zusätzlich Geld in die Kassen kommt. Neben diesen finanziellen Einbussen gibt es aber auch positive Effekte. Studierende aus dem Ausland würden zur kulturellen Bereicherung einer Hochschule beitragen und die interkulturellen Kompetenzen aller Hochschulangehörigen fördern, sagt Sabine Felder, stellvertretende Generalsekretärin von «swissuniversities».

Beliebte Schweiz

Während im Bachelor noch neun von zehn Studierenden aus der Schweiz sind, kommt auf der Doktoratsstufe mehr als die Hälfte aus dem Ausland. Dies ist unter anderem auf die guten finanziellen Aussichten auf der Post-Doc-Stufe zurückzuführen. So ist die Schweiz absolute Spitzenreiterin im europäischen Vergleich, was die Zahl ausländischer Forschender angeht. Rund die Hälfte aller Professorinnen und Professoren sind Nicht-Schweizer – dasselbe trifft auch für Assistierende zu. Gleichzeitig gehen Forschende aus dem Inland deutlich häufiger ins Ausland als jene anderer Staaten.

Dass gerade im Mittelbau Menschen mit ver-

schiedensten Hintergründen arbeiten, kommt indirekt wieder den Nachwuchskräften aus der Schweiz zugute: «Diese positive Wechselwirkung zeigt sich beispielsweise darin, dass exzellente Doktoranden eine Schweizer Hochschule für herausragende Professoren attraktiv machen und diese wiederum vielversprechende Studierende anziehen», so Felder.

Fachkräftemangel

Auch der Arbeitsmarkt abseits der Akademie kommt um das Thema Bildungsmigration nicht mehr herum: «Eine prosperierende Schweizer Wirtschaft ist auf qualifizierte ausländische Arbeitskräfte angewiesen», erklärt Daniela Baumann, Projektleiterin Kommunikation vom Schweizerischen Arbeitgeberverband. 30 bis 50 Prozent der erwerbstätigen Bildungsausländerinnen und -ausländer kehren der Schweiz im ersten Jahr nach dem Abschluss den Rücken. Mit der Masseneinwanderungsinitiative vor einem Jahr hat sich der vieldiskutierte Fachkräftemangel akzentuiert. Laut Schätzungen würden der Schweiz in zehn Jahren eine halbe Million Arbeitskräfte fehlen, besonders Hochschulabsolventen, so Baumann. «Gewisse gesuchte Qualifikationen sind zudem in der Schweiz mit ihrer stark diversifizierten Wirtschaft schlicht nicht verfügbar.»

Es ist wohl wahr: Ein internationaler Filz macht sich an unseren Universitäten breit – verwoben, vernetzt und für Personen ausserhalb der Akademie vielleicht schwer zu fassen. Bleibt zu hoffen, dass seine Fasern stark genug sind, um die Wettbewerbsfähigkeit der Bildungs-Hochburg Schweiz zu erhalten. ◇



Sekretär Sadou Bah (links) bei der Arbeit.

Schule für alle

Die Autonome Schule ist ein zweites Zuhause für viele Flüchtlinge. Bald steht sie wieder auf der Strasse.

Michael Kuratli (Text und Bild)

In der Mitte der Tafel steht «Identität». Rundherum gesellen sich die Begriffe «Familie», «Heimat», «Sprache», «Körper». Jemand ruft «Arbeit». Miri schreibt das Wort auf und fügt wie bei den anderen den richtigen Artikel hinzu. Sie und ihre Kollegin Carole stehen vor einer Klasse von fast 30 Personen, die durchmischter kaum sein könnte. Viele Eritreer, ein Ukrainer, eine Mutter und ihr Kind, die beide still ihr Notizbuch füllen. Ein älterer Herr mit zerfurchtem Gesicht hält sich im Hintergrund, fast wie ein Schulinspektor, während ein jüngerer mit Rastas immer wieder Vorschläge hineinruft, mal englisch, mal deutsch.

Die Klasse spricht über den Philosophen Alain Badiou, der die Schule ein paar Tage später besuchen wird. Identität ist eines seiner Hauptthemen. Er vertritt eine Philosophie, die sich eine Welt ohne Grenzen herbeidenkt, die sich gegen das Schubladendenken der Nationalstaaten wehrt. Politik und soziales Engagement lassen sich in der ASZ nicht trennen. «Wenn man so tut, als wäre alles in Ordnung, ändert sich gar nichts. Wir bieten nicht einfach eine nette Dienstleistung», sagt Sadou Bah, der das Sekretariat der Schule leitet – die einzige entlohnte Stelle der Schule. «Wir wollen ein Zürich, in dem alle das Recht auf Bildung und ihre eigene Entfaltung haben.»

Diplome werden Altpapier

Viele Menschen, die für ein besseres Leben nach Westeuropa kommen, verlieren einen Teil ihrer Identität auf dem Weg. Das haben alle erlebt, die die ASZ besuchen. In Miris Anfängerklasse haben zwar nur Wenige in ihrem Geburtsland einen Uniabschluss oder eine Lehre gemacht. Und wenn doch: Auf der Flucht in die Schweiz verlieren viele neben ihren materiellen Gütern auch die immateriellen, manchmal sogar den Namen. Auch wohlhabende Flüchtlinge kommen über verworrene Routen zu uns. Vor allem, seit die Schweiz das Botschaftsasyl abgeschafft hat. Gefälschte Ausweise machen aus einem Menschen einen anderen; und aus Diplomen Altpapier. Und selbst wenn eine Ausbildung doch anerkannt wird, kämpft man mit den üblichen Vorurteilen und Gesetzen.

Berhanu ist Deutschlehrer an der ASZ. Dabei ist es noch nicht lange her, dass er selber die Anfängerklasse besucht hat. Berhanu ist seit Beginn dabei; besetzte 2008 die Predigerkirche mit, als Sans-Papiers gegen die verschärften Asylgesetze protestierten. Die «Lex Blocher» war nur die neueste einer Reihe von Daumenschrauben, die Asylsuchende nach und nach vom Arbeitsmarkt und von den sozialen Netzen ausgeschlossen haben. Dagegen wirkt die ASZ mit ihrer Hilfe zur Selbsthilfe.

Dabei hätte Berhanu einen holländischen Masterabschluss im Sack. In Äthiopien hatte er Agronomie studiert, ein Förderprogramm brachte ihn nach Amsterdam. Nach dem Abschluss wollte er in Europa

bleiben und stellte in der Schweiz einen Asylantrag – erfolglos. Sein erstes Gesuch an die Härtefallkommission wurde ebenfalls abgelehnt. Eine der Begründungen: Er sei zu wenig integriert, sein Deutsch zu schlecht. Nur ist es eben auch verboten, Asylsuchende auf Staatskosten zu unterrichten. Im Moment ist sein zweites Gesuch in Bearbeitung. Ob seine Deutschkenntnisse nun reichen, wird sich zeigen.

Berhanus Masterabschluss interessiert hier niemanden. Er gilt als Wirtschaftsflüchtling. Während des Asylverfahrens durfte er nicht arbeiten, jetzt als Illegaler ohnehin nicht. «Es ist frustrierend, wenn man sein Wissen nicht anwenden kann. Ich fühlte mich nutzlos», sagt er. So begann er sich im Verein «Bildung für alle» zu engagieren, der die ASZ trägt. «Die ASZ ist mein zweites Zuhause. Hier habe ich eine Aufgabe.» Berhanu ist ein Beispiel dafür, wie die Autonome Schule Identität stiftet und nicht nur davon spricht.

Die Autonomie, die die Schule im Namen trägt, bezahlte sie seit ihrer Gründung 2009 mit einem Zügelmarathon. Vierzehn Mal hat die Schule bisher den Standort gewechselt. Anfangs besetzten die Aktivistinnen und Aktivisten einen alten Schulpavillon der Stadt in Oerlikon und zapften Strom von Strassenlaternen ab. Als Reaktion darauf räumte die Polizei die Schulzimmer. Alles Schulmaterial, Tische und sogar die Fenster des Pavillons wurden abtransportiert, damit nicht wieder besetzt wird. Damals zählte die Schule rund 100 Schülerinnen und Schüler. Inzwischen ist die ASZ grösser, diverser und professioneller geworden. Heute sind es rund 500 Menschen, die hier Kurse besuchen, Unterricht geben oder Veranstaltungen wie jene mit Alain Badiou organisieren. Und man hat ein legales Mietverhältnis als Zwischennutzerin in Altstetten. Doch Ende Oktober steht sie erneut auf der Strasse.

Hoffen auf die Stadt

Mittlerweile hat man sich auch der Stadt angenähert: Seit rund einem Jahr führt man Gespräche über einen dauerhaften Standort. Dass die Stadt zu wenig Handbiete, um passende Räume zu finden, glaubt Michael Rüegg, Sprecher des Sozialdepartements der Stadt,

nicht. Die Stadt sei der ASZ gegenüber positiv eingestellt, es gebe regelmässige Treffen zwischen Vertreterinnen und Vertretern der Stadt und der ASZ: «Wir suchen intensiv nach möglichen Räumen, die den Bedarf der Schule abdecken und gleichzeitig bezahlbar sind.» Angesichts des knappen Raumangebots sei die Suche jedoch schwierig. Rüegg ist aber optimistisch, dass man eine Lösung finden wird. ◇

Gefälschte Ausweise machen aus Diplomen Altpapier.

chen Räumen, die den Bedarf der Schule abdecken und gleichzeitig bezahlbar sind.» Angesichts des knappen Raumangebots sei die Suche jedoch schwierig. Rüegg ist aber optimistisch, dass man eine Lösung finden wird. ◇

Späte Solidarität im Studiparlament

Der VSUZH will die ASZ an der Uni beherbergen.

Michael Kuratli

Ob es an der Aktualität der Flüchtlingsthematik oder am leichten Linksrutsch des Rats lag: Das neu gewählte Parlament folgte an der letzten Sitzung Ende September einem Antrag der «kriPo» (Kritische Politik). Die Gruppe will die Uni um Räume angehen, um die ASZ temporär zu beheimaten, falls sie im November auf der Strasse stehen sollte. Der Rat hat den Vorstoss angenommen – doch droht der Entscheid symbolpolitisch zu bleiben. Denn der Antrag war von Anfang an so angelegt, dass die Forderung nur aufrechterhalten wird, sollte die Uni tatsächlich Räume zur Verfügung haben. Der Universität sei der Antrag bekannt und sie werde sich mit dem Anliegen auseinandersetzen, so Stefan Schnyder, Verantwortlicher für Infrastruktur in der Universitätsleitung.

Schon 2013, noch vor der Gründung des VSUZH, setzte sich die kriPo für die Unterstützung der ASZ ein. Doch kam es dabei zum Eklat im StuRa, dem Vorgängergremium des VSUZH. Der Antrag auf Unterstützung der ASZ wurde vom Vorstand für die Ratssitzung gar nicht erst traktandiert. Man hatte Angst vor der Politik. Es ging um die Frage, ob sich das Studiparlament zu bildungspolitischen Themen, die ausserhalb der Uni liegen, überhaupt äussern darf. Diese zentrale Frage konnte das Studiparlament nicht unbelastet von seiner eigenen Geschichte debattieren: Die alte Studierendenschaft der Uni Zürich (SUZ) war schliesslich unter anderem wegen ihrer radikalen, linken Politik aufgelöst worden. Jahrzehntlang war die studentische Vertretung an der Uni danach gelähmt.

Auf politische Unterstützung kann die ASZ auch bei der Stadt zählen. AL-Stadtrat Richard Wolff sitzt im Unterstützungskomitee, ebenso wie viele Gemeinderäte der SP und der AL. Auch Philipp Sarasin, Professor für Geschichte der Neuzeit und Schweizer Geschichte an der Uni Zürich, sprach sich vor kurzem im Politikblog des «Tagesanzeigers» für die ASZ aus. Der gute Wille ist also auf allen Seiten vorhanden. Fehlt nur noch der praktische Beweis, der den Menschen etwas Würde in einem unmenschlichen System zurückgibt. ◇

Beirut – Lausanne retour

Eine junge Frau erhält während des Libanonkrieges einen Studienplatz in der Schweiz. Nach ihrem Abschluss wird sie ausgewiesen.

Juliana Maric (Text und Bild)



«Ich hatte keine Energie mehr. Ich habe alles gegeben.» (Symbolbild)

Aus dem Laptop erklingt die erdige Stimme einer Frau, die 3'600 Kilometer weit weg ist. Immer wieder bricht die Verbindung in den Libanon ab. Laila sitzt an einem offenen Fenster, umsäumt von weissen Vorhängen und Sonnenlicht. Sie hat eine selbstgedrehte Zigarette in der Hand und Beirut im Rücken. Fast drei Jahre ist sie nun wieder in dieser Stadt, die vor neun noch in Trümmern lag. Das Feuerzeug klickt, und sie beginnt ihre Geschichte zu erzählen.

Kuwait, 2006. Laila Haddad* steht kurz vor ihrem Schulabschluss. Sie ist 17 und träumt davon, in der Grossstadt Beirut Architektur zu studieren. Also schreibt sie sich an der «American University of Bei-

rut» ein und verlässt Kuwait. Sie ist optimistisch und freut sich auf die Stadt ihrer frühen Kindheit. Doch ihr Traum muss warten. Noch bevor das Semester anfängt, trifft die erste israelische Bombe Beirut. Der Libanonkrieg beginnt, und Laila entscheidet: «Hier will ich nicht leben.» Sie flieht durch Syrien zurück nach Kuwait. Ende Juli kommt sie endlich an. Was nun, fragt sie sich. Die Anmeldefristen der Universitäten sind alle verstrichen.

Durch Zufall kommt sie auf die ETH Lausanne. Eine Freundin ihrer Mutter arbeitet bei der Schweizer Botschaft in Kuwait und erklärt Laila, es sei eine der besten Hochschulen weltweit und speziell für

Architektur eine renommierte Adresse. Sie bewirbt sich auf gut Glück. Die ETH Lausanne nimmt Laila aufgrund des Libanonkrieges verspätet als Sonderfall auf. «Ich hatte nur zwei Wochen Zeit, eine Unterkunft zu finden, was schon hart genug ist, wenn du vor Ort bist.»

Sich im Nirgendwo verlieren

Nach den turbulenten Monaten ist Laila zuversichtlich. Sie findet ein kleines Zimmer im Haus einer netten, älteren Dame. Ihre Mutter kommt mit, um beim Umzug zu helfen. Bald danach reist sie ab und Laila ist alleine. Ihre Eltern sind zwar erleichtert, hätten ihr Mädchen aber lieber bei sich. In der sicheren Schweiz braucht Laila erst mal Zeit, um das Geschehene zu verarbeiten. «Alles geschah so schnell. Ich war glücklich, aber hatte gleichzeitig Angst.» Sie erzählt ihrer Mutter von dem Alptraum, einen Zug zu nehmen, aber zu vergessen, auszusteigen – und sich dann im Nirgendwo zu verlieren. Laila lacht, wenn sie heute davon spricht, und ihre Stimme klingt nun fast kindlich. Es ist das Lachen eines unbeschwerten Mädchens. Nicht das, was man von einer 27 Jahre alten Frau erwarten würde, die durch Kontinente reiste, vor einem Krieg flüchtete und bald ihren Dokortitel erhält. Denn es ist ein hoffnungsvolles Lachen.

In Lausanne kämpft sich Laila durch das erste Jahr ihres Architekturstudiums. Freunde zu finden, ist ebenso hart, wie dem Lerndruck standzuhalten. Bekanntschaften bleiben flüchtig. In der Schweiz läuft vieles anders, muss sie feststellen. «Es herrscht ein anderer Rhythmus», hinter allem stecke ein System. «In Kuwait und Beirut sind die Geschäfte stets geöffnet, es ist immer etwas los und keiner verlangt was von dir. In der Schweiz schliessen die Läden pünktlich, alles hat seine Ordnung. Es war eigenartig, meinen Lebensrhythmus zu ändern.»

Wie eine Schweizer Uhr

Im zweiten Jahr läuft es schon besser. Aus Bekanntschaften werden Freunde und Laila findet eine eigene Wohnung. Sie arbeitet hart und passt sich dem Alltag ihrer neuen Heimat an. «Mein Leben war wie eine Schweizer Uhr.» Nach sechs Jahren hält sie endlich ihr Diplom in der Hand; sie schliesst als eine der fünf Besten ihres Jahrgangs ab. Die Masterarbeiten der Abschlussklasse werden ausgestellt. Was danach passiert, kann Laila kaum fassen. Ein Architekturbüro aus dem Jura sieht ihre Abschlussarbeit und will sie einstellen. «Ich dachte, es sei bloss ein Mythos, einfach so entdeckt zu werden!» Lailas Zukunft sieht vielversprechend aus.

Doch das Vorstellungsgespräch wird wieder und wieder verschoben. «Ich glaubte allmählich, sie hätten Zweifel, weil ich keine Schweizerin bin.» Das Gespräch findet nie statt. Laila spornt das an, sich nach anderen Stellen umzuschauen. Sie versendet um die 70 Bewerbungen – mit Erfolg. Kurz vor ihrem

Geburtstag tritt Laila ihren Traumjob an. «Es war wirklich toll. Ich mochte das Büro und die Leute waren super nett.» Doch nur drei Monate später kommt der Schock. Von ihren Vorgesetzten wird sie gebeten, die Kündigung einzureichen. Denn die Schweiz hat ihren Antrag auf eine Arbeitsbewilligung abgelehnt. Der Vater einer Freundin ist Anwalt und spezialisiert auf Fälle wie Lailas. Er legt Rekurs ein; das Architekturbüro unterstützt ihn dabei. Laila lebt zwei Monate von ihren Ersparnissen. Dann überbringt ihr der Anwalt die schlechte Nachricht: «Es hat nicht geklappt. Es tut mir sehr Leid.» Sie hat eine Woche, um ihre Sachen zu packen und das Land zu verlassen.

Offene Fragen

Als sich Laila verabschiedet, muss sie weinen. «Der Abschied war schwer.» Sie spricht leiser und wirkt nachdenklich. «Aber ich war an einen Punkt gelangt, an dem ich das Gefühl hatte, wirklich alles in meiner Macht Stehende getan zu haben. Ich hatte keine Energie mehr. Ich habe alles gegeben.» Sie hat sechs Jahre ihres Lebens in diesem Land gelernt, gearbeitet und ausgezeichnete Leistungen erbracht. Wo liegt also das Problem?

Laila meint: «Ich müsste eine Art Supermensch sein», dabei bleibt sie ernst. «Man muss aussergewöhnliche Fähigkeiten mitbringen. Das ist der Begriff, den sie benutzen.» Niemand in Europa dürfe den Job besser machen als du. Ratlos sucht sie nach Antworten. «In manchen Fällen ist es möglich, zu beweisen, dass du überdurchschnittlich bist, in anderen nicht. Wonach wollen sie dich bewerten? Danach, wie viel Umsatz du in einer kapitalistischen Gesellschaft machst? Oder wie viele Ideen du pro Tag hast? Was ist es?»

Mit diesen Fragen befasst sich Laila heute nicht mehr. Vor einiger Zeit verschickte die ETH Lausanne eine Umfrage «Wie ist das Leben nach der Hochschule?» – «Ich glaube, sie haben eine glückliche Antwort erwartet.» Den Schmerz und die Wut hat sie hinter sich gelassen. Sie hat entschieden, dass Bürojobs nichts für sie sind, und arbeitet frei. «Viele Menschen wählen eine Arbeit, die sie nicht erfüllen, um sich die Vorzeigewohnung und das schicke Auto leisten zu können.» Das Feuerzeug klickt. «Das bin ich nicht.» Vielleicht ist es dieser Mut zum Ungewissen, der in der Schweiz keinen Platz fand. ◇

* Name geändert

«Ich müsste eine Art Supermensch sein.»

Jedes Rüebli zählt

Unzählige Lebensmittel werden täglich weggeworfen. Die Jungs vom Catering «Zum guten Heinrich» gehen dagegen vor.

Monica Danuser (Text und Bild)



Fabian Langsteiner: Psychologie-Student und Gastronom

Das grellgrüne Fahrrad lässt sich nur schwer durch die Strassen trampeln – es hat einen schwarzen Holzcontainer als Hinterteil. Darauf prangt das Bild eines grünen Apfels. Es ist das Logo des Zürcher Gastronomie-Start-Ups «Zum guten Heinrich». Das Fahrrad hält an der Kalkbreite, wo der Holzcontainer zu einem Tresen aufgeklappt wird. Darüber werden verschiedene Mittagsmenüs verkauft: Linseneintopf, Omeletten gefüllt mit Mozzarella und Tomaten, eine Gemüsesuppe, ein Dessert. Alles in praktische Weck-Gläser abgefüllt, warm und zum Mitnehmen. «Bei uns ist alles so nachhaltig wie möglich. Das Besteck, das Geschirr, der Transport mit dem Fahrrad», erklärt Fabian Langsteiner. Er ist einer der vier Jungs hinter dem Start-Up. Und das Wichtigste: Es werden nur Lebensmittel verwendet, die es normalerweise nicht in den Supermarkt schaffen.

Ungefähr 30 Prozent aller Lebensmittel in der Schweiz werden heute weggeworfen. Einerseits, weil unförmige Karotten oder zu grosse Kartoffeln nicht verkauft werden, andererseits, weil Nahrungsmittel nach ihrem Ablaufdatum aus dem Regal genommen werden müssen – die Regeln diesbezüglich sind in der Schweiz strikt. Was erstaunt: Der Grossteil der unerwünschten Lebensmittel wird von privaten Haushalten und nicht von Restaurants oder Supermärkten entsorgt. Aus diesen Gründen sind in der Schweiz bereits Trends wie Containering, aber auch andere Projekte gegen «Food Waste» entstanden. Eines von ihnen ist der «gute Heinrich».

Kein Abfall

Seit Mitte Mai widmet Fabian seine Zeit dem Catering- und Take-Out-Unternehmen. Spricht er über das Projekt, so be-

tont er: «Wir verwenden kein Essen, das bereits weggeworfen wurde. Nur das aussortierte, das noch gut ist.» Aber kommerzielle Restaurants würden solches Gemüse nicht mehr verwenden, da es ein grösserer Aufwand wäre, es zu verarbeiten.

Vom ETH-Start-Up auf die Strasse

«Zum guten Heinrich» bestand ursprünglich aus drei Studenten, die nach einem Start-Up-Seminar der ETH auf die Idee kamen, ein Nachhaltigkeitsprojekt ins Leben zu rufen. Ihr Konzept ist einfach: Durch Partnerschaften mit diversen Bauernhöfen erhalten die Jungs Lebensmittel, die sie lokal zu Menüs verarbeiten lassen. Die fertigen Gerichte werden dann in die Stadt transportiert und dort verkauft. Unterstützt werden sie von zwei Praktikanten und einigen freien Mitarbeitern.

Die grösste Herausforderung sei es, eine Menükarte zu entwerfen, die immer anders aussieht – je nachdem, welche Lebensmittel sie gerade erhalten – und trotzdem eine konstante Auswahl an Menüs enthält. Und die Rechnung muss am Schluss aufgehen, schliesslich wollen sie ihre Reste nicht wegwerfen müssen. Lieber seien sie ausverkauft. Ist dies einmal nicht der Fall, verteilen sie ihre Menüs in der WG. «Falls wir doch mal etwas entsorgen müssen, können wir wenigstens sagen, dass es sowieso im Abfall gelandet wäre», schmunzelt Fabian.

In eineinhalb Jahren möchte Fabian den Master in Psychologie in der Tasche haben. Wie es nach dem Abschluss weitergeht, kann er noch nicht sagen. Bis dann werden die Jungs zum «guten Heinrich» mit ihrem grünen Fahrrad aber noch einige Runden in Zürich drehen und Menüs verkaufen. Aus Gemüse, das eigentlich keiner wollte und trotzdem schmeckt. Nachhaltigkeit geht hier durch den Magen. ◇

Humans of UZH

Florian Hug (36), stv. Betriebsleiter ZFV
«Ich denke immer wieder, dass es an der Uni noch genauso ist wie vor zehn Jahren. Ich war tatsächlich auch mal Student an der Uni Zürich, aber nicht allzu lange. Schon damals konnte sich die Jugend nicht entscheiden, was sie studieren will. Bei den ganzen philosophischen Studiengängen ist es wichtig, zu wissen, was man damit erreichen will. Das Studium nur des Studiums wegen zu machen, ist meiner Meinung nach nicht sinnvoll. Ich habe einfach mal mit Publizistik angefangen – ein junger Mensch, der nicht wusste, was er werden will. Ich kann mich noch gut an einen Spruch von Professor Jarren erinnern, der hat uns gesagt: «Sie wissen aber schon, dass Sie in die Arbeitslosigkeit reinstudieren?» Das war ein Schlüsselerlebnis. Hätte ich das Studium fertig gemacht, wäre ich sicher alles anders gekommen. Ob ich dann genauso glücklich geworden wäre, weiss nur Gott.» [jum]

Bild: Anna Dettwiler





Romantischer Realist

Sieben Gründe, weshalb Woody Allens Filme so gut sind – auch sein Neuester.

Simon Truog (Text) und Hannah Raschle (Bild)

Sobald die Dreharbeiten beendet sind, setzt sich Woody Allen an die Schreibmaschine und tippt das nächste Drehbuch ein. Seit 40 Jahren bringt er jährlich einen Film raus, gedreht hat er schon über 50. Klar, dass dabei nicht immer ein Jahrhundertwerk rauskommt. Und doch ist fast jeder einzelne Film ein gelungenes, in sich abgeschlossenes Kunststück. Fazit: Dieser Mann kann gute Filme machen. Diese sieben Perspektiven auf das Woody-Allen-Universum nennen die Gründe dafür.

Existentialismus

Was er vom Tod halte, wurde Woody Allen einmal gefragt. Er sei dagegen, antwortete er. Laut seiner Mutter war er ein süßes und glückliches Kind, als Fünfjähriger wurde er mürrischer. Das sei der Moment gewesen, sagt Allen, als ihm die Tatsache des Sterbens klar wurde. «This ends?», habe er sich entgeistert gefragt. Weil er

das Leben liebt, empfindet Woody Allen den Tod als inakzeptable Zumutung. Über sein ganzes Werk hinweg stellt er hartnäckig eine philosophische Grundfrage: Wenn es keinen Gott gibt und wenn wir alle einmal sterben, was hat das hier denn alles für einen Sinn? Seine Strategie, um solchen Fragen zu begegnen, ist der Witz: «To you I'm an atheist, to god I'm the loyal opposition.»

Komik und Tragik

Am Anfang seiner Karriere war der Humor Woody Allens Grundhaltung zu Leben und Tod: «Life is full of misery, loneliness and suffering – and it's all over much too soon.» Er habe sich neulich umbringen wollen, sagte er in einer Stand-up-Nummer, doch sein Psychoanalytiker sei strikter Freudianer, und die verrechnen die Stunden, die man verpasst. Auch seine jüdischen Wurzeln mussten dran glauben: «I'm very proud of my gold pocket watch. My grandfather, on his deathbed, sold it to me.» Mit solchen Gags wurde er beliebt, und wenn es nach seinem Publikum gegangen wäre, wäre Woody reiner Komödiant geblieben. Aber seine Filme wurden bald tiefgründiger. Die Tragödie steht bei Allen jedoch in einem dialektischen Verhältnis zur Komödie; aus dem Tragischen geht der Witz von alleine hervor. Und aus beiden entspringt das Absurde.

Das Absurde

Als nach den erfolgreichen Dramen und Komödien das Publikum glaubte, das Woody-Spektrum nun vor Augen zu haben, hielt er mit «Zelig» der disziplinierten Moderne einen absurden Spiegel vor:

«Das Leben ist voller Elend – und viel zu schnell vorbei.»

ein fiktiver Dokumentarfilm über einen Chamäleon-Mann, der sich aufgrund eines Kindheitstraumas innerlich wie äusserlich zwanghaft seiner Umgebung anpasst. In «Hanna and her Sisters» erkennt die typische Woody-Figur den Sinn des Lebens durch eine Eingebung im Kino; auf der Leinwand läuft die abstruse Szene aus «Duck Soup», als die Marx Brothers auf Soldatenhelmen Xylophon spielen.

Und in «Stardust Memories» landen Aliens neben dem Filmset, denen Woody seine philosophische Grundfrage stellt: «Gibt es einen Gott? Und wenn nicht, warum sollte ich dann weiterhin Filme machen?» Die Aliens antworten wie zuvor im Film die stupiden Fans: «We like your movies, especially the funny early ones!» Das Absurde markiert die Grenzen des Woody-Allen-Universums. Es geht darum, die Grenzen zu überschreiten und zu verschieben, aber nie darum, sie zu sprengen. Woody Allen ist kein radikaler Avantgardist. Im tiefsten Herzen ist er Romantiker.

Die Romantik

Wenn Woody Allens Streifen manchmal nahe am Kitschigen sind, dann, weil er sie mit Romantik überlädt. In «Manhattan» zeigt er sein geliebtes New York durch die rosa Brille und neutralisiert die verliebte Ästhetik nur durch das Schwarz-Weiss-Bild. Seine Romantik ergibt sich daraus, dass er die einfachen Geschichten des alltäglichen Lebens liebt. Apropos einfache Geschichten: In den ersten Minuten von «Irrational Man», Woodys neuestem Werk, denkt man: Wie billig und vorhersehbar ist denn diese Story nun wieder! – und ist dann abermals überrascht, mit welcher eleganten Wendungen der simpel angelegte Weg absolviert wird.

Der vermeintliche Loser

In den ersten, klamaukigen Komödien war die Kunstfigur Woody der ultimative Loser. Ihm misslang alles noch zuverlässiger als dem Tramp von Charlie Chaplin. Ab «Annie Hall» wurde daraus der depressive Neurotiker, der durch das Leben schlittert. Was das mit dem realen Woody Allen zu tun hat, hat ein Journalist gründlich missverstanden, als er ihn einst fragte, wie schwierig das Leben als Neurotiker so sei. Allen antwortete (für einmal ernst): «Ein Neurotiker sitzt zuhause und weiss nicht, was er mit seinem Leben anfangen soll – ich aber bin immerhin ein sehr erfolgreicher Filmmacher.»

Der begnadete Jazzer

Fast jeder Vor- und Abspann bei Woody Allen ist mit Jazz unterlegt. Er selbst spielt als talentierter Klarinetttist in einer traditionellen Jazzband. Und der Jazz ist eine weitere Schablone, durch die sein Werk betrachtet werden kann. Die Verbindung

Allen ist kein Avantgardist. Im Herzen ist er Romantiker.

von Melancholie und Vergnügen zeichnet die meisten Filme aus. Die Improvisation spielt auf dem Woody-Allen-Filmset eine wichtige Rolle. Und bei aller Experimentierfreude und Spielfreiheit sind die Filme dennoch so schnulzig und eingängig wie ein New-Orleans-Jazz-Song.

Psychoanalyse

Über 37 Jahre lang soll Woody Allen in Analyse gewesen sein. Er ist Humorist und Romantiker, aber letztlich auch Realist. Und in der Psychoanalyse geht es darum, sich mit allen, auch den unangenehmen, Seiten des Lebens zu konfrontieren und arrangieren, anstatt sie auszublenden und zu umgehen. Vielleicht sind Woody Allens Filme so gut, weil ihr Macher fähig ist, alle Zwischentöne zu hören, alle Begebenheiten einer Geschichte in den Blick zu nehmen, auch die unschönen. Oder wie er selber sagt: «If my films make one more person miserable, I'll feel I have done my job.» ♦

ZS-Redaktor Truog behauptet, alle Filme von Woody Allen gesehen zu haben, auch den neuesten: «Irrational Man» – Deutschweizer Kinostart am 12.11.

Leintücher sind des Teufels — Mann und Frau haben gerade fantastischen Sex. Das suggeriert zumindest der Zusammenschnitt von sich bewegenden Körperteilen: Goldene Locken fallen in den Nacken, die Kamera schwenkt über makellose Rücken, eine Hand gräbt sich tief ins Matratzenpolster. Sie kommen gleichzeitig.

Das Schlimmste folgt erst nach dieser Disney-tauglichen Darstellung von Sex: Die Frau hat sich das weisse Leintuch (anscheinend gibt es keine Daunendecken in den USA) um die Brüste gewickelt als wäre es ein Abendkleid von Dior. Dann steht sie auf, presst sich das Kleid an den Oberkörper und verschwindet mit der weissen Schleppe auf die Toilette.

An dieser so oft kopierten Szene ist alles problematisch: Weibliche Nippel gelten noch immer als unzumutbar, weibliche Körper als Ganzes dürfen nicht in ihrer Echtheit gezeigt werden.

Auf den Scheiterhaufen mit der Idee, dass Sex mit einem Auftritt im Ballkleid endet! Wenn Pubertierende das Gefühl haben, Frauen müssten versaute Miezen sein, die sich nach dem Akt gleich wieder in wohlriechende Märchenprinzessinnen verwandeln, dann sind wir mit der Emanzipation nicht weit gekommen. Verbrennt diese Leintücher! Ihre Weichspüler-weisse Reinheit soll dreckigem Russ weichen. Und wer nach dem Sex trotzdem das Bedürfnis verspürt, sich in ein Leintuch einzuwickeln, soll die Idee, dass etwas mit den Brüsten nicht stimmt, über Bord werfen – und den Sexualpartner aus dem Bett.

Nina Kunz

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Manische Reise

Eine bedrohliche E-Gitarre wummert sich durch die ersten Takte von Evelinn Troubles neuem Album. Diesem Präludium folgt ihre kompromisslose, hallschwangere Stimme – die wie die Verlautbarung eines Orwell'schen Regimes erklingt. Sie besingt den Geschmack von Blut, einen Kopfschuss mittels Pfeil: Ein fiebriger Traum kündigt sich an. Die 26-jährige Zürcher Szene-Ikone lässt sich nicht gerne in Schubladen stecken oder macht gekonnt mehrere aufs Mal auf. «Gone Strange» erinnert anfänglich an Morcheebas Zwischenstück mit Daisy Martey. In gewissen Passagen von «Simple Truth» drängt sich der Vergleich mit K.T. Tunstall auf. Das ist aber auch schon das Kommerziellste, was man über das Album «Arrowhead» sagen kann.

Wie der Alptraum eines Roboters schiebt sich denn auch «Moonhowl» zwischen die beiden massentauglichsten Tracks «Simple Truth» und «Touching Air». Auf dass ja nur keine Gemütlichkeit aufkomme. Troubles Rock bleibt ungeschliffen und unbequem. Sie bricht Harmonien, driftet in sphärisches Gitarrengezerre ab, das die Songs wie ein Bergbach umfließt und das Album zu einer manischen Reise werden lässt.

Das sind keine Zufälligkeiten, denn es ist Troubles Absicht, an die Tradition des Konzeptalbums anzuknüpfen. Pink Floyd lassen grüssen. Der Traum, er schwebt über dem Werk wie eine Fata Morgana über der heissen Wüste. «It's just a dream, It's just a fever», das Fazit des letzten Songs, entlässt den Hörer schliesslich mit einer sanft-melancholischen Note. Das fühlt sich an wie an einem verdösten Sonntagmorgen, zu welchem man nur die Wellenbewegungen der Vorhänge und den Tanz der Staubpartikel in der Morgensonne im Blick hat. Alles in allem eine verworrene Réverie, die man in allen Details seinen Freunden schildern möchte. [mik]

Evelinn Trouble – Arrowhead
Baraka Music, 2015
Live im Moods am 30. Oktober
Die ZS verlost 2x2 Tickets!
Mail an redaktion@medienverein.ch





Ist dies schon Wahnsinn, so hat es doch Methode

Den kompletten Shakespeare auf die Bühne bringen? Mutig. Sein Gesamtwerk in ein einziges abendfüllendes Programm verpacken? Waghalsig. Das Ganze in einer drei Mann starken Besetzung? Unmöglich!

Genau das allerdings hat sich die Produktion «Shakespeares sämtliche Werke (leicht gekürzt)» zum Ziel gesetzt, die aktuell im Theater Rigiblick gezeigt wird. In anderthalb Stunden soll versucht werden, «den Zauber, das Genie, die Quintessenz aus dem Werk des wohl grössten abendländischen Dichters herauszudestillieren». Solches zumindest verkündet ein Ansager zu Beginn. Besagte drei Schauspieler, allesamt männlich, eine einzige Kulisse, etwas Lichttechnik und einige wenige Requisiten sind alles, was dazu vonnöten ist.

Dass das gesamte Projekt mit einem Augenzwinkern zu verstehen ist, wird allein schon beim Lesen des Titels klar. So erstaunt es kaum, wenn sich bereits nach wenigen Minuten abzeichnet, dass die folgende Inszenierung mit klassischem Shakespeare-Schauspiel nicht viel gemein haben wird. Im Schnelldurchlauf wird durch Shakespeares Œuvre gehastet, wobei dieses wahlweise stark gekürzt, verfremdet, parodiert oder gar verulkt wird. Keine Idee absurd genug, um nicht umgesetzt zu werden: Da wird Titus Andronicus kurzerhand zur Kochsendung umfunktioniert, der Othello-Stoff als Hiphop-Track interpretiert oder die Shakespeare'schen Komödien (immerhin 16 an der Zahl) zu einem einzigen Stück verdichtet.

Wenn den Zuschauenden damit humorvoll aufgezeigt wird, wie wenig sich Shakespeares Werke thematisch voneinander unterscheiden, ist das erhellend. Generell sprüht die Inszenierung, die von Daniel Rohr aus dem Englischen übertragen wurde, nur so vor Spielwitz; der unbekümmerte, mitunter hemmungslose Umgang mit Shakespeares Werk ist erfrischend, die etlichen Zitate und Anspielungen gelun-

gen: Etwa wenn in der berühmten «Szene auf dem Theater» in Hamlet des Königs Monolog mit dem Ausruf «Der König ist ja nackt!» unterbrochen und so auf das Märchen von Hans Christian Andersen verwiesen wird.

Wieso also vermag das Stück dennoch nie so recht zu überzeugen? Vielleicht liegt es daran, dass Anspruch und Realität des Gezeigten teils arg auseinanderklaffen. Wenn Julia Pater Lorenzo von ihrer Menstruation berichtet, Königin Kleopatra ins Publikum kotzt oder in Andeutungen Bezug auf die Grösse von Othellos Geschlechtsteil genommen wird, so mag man das vielleicht noch als komisch empfinden: von dem eingangs versprochenen Zauber allerdings ist nichts zu spüren.

Der eben noch als erfrischend gelobte Spielwitz überbietet hier. Das Augenzwinkernde weicht dem Brachialen. Aus der reizvollen Idee, humoristisch und ungezwungen durch Shakespeares Welt zu führen, wird eine Posse, die Shakespeare bloss noch spottet. Hat man als Zuschauer nichts gegen derbe, inkorrekte Zoten einzuwenden, bietet das Stück auch so gute Unterhaltung. Feinsinnigere Gemüter werden ihm weniger abzugewinnen wissen.

Sinnbildlich dazu werden Shakespeares Historiendramen innert fünf Minuten als Fussballspiel abgehandelt. Viel wird gerauft, noch mehr geflucht: Ein Schiedsrichter kommentiert das Treiben mit Phrasen aus dem Fussballjargon. Als Handlungsverlauf für die sieben Dramen hat die goldige Kartonkrone, die sich die drei Protagonisten immer wieder gegenseitig entreissen, zu genügen. Das mag man lustig finden oder auch nicht; mit Shakespeare freilich hat es nichts zu tun. [her]

Shakespeares sämtliche Werke (leicht gekürzt): Mit Alexander Pelichet, Peter Hottinger, Thomas Beck. Regie: Daniel Rohr Am 22.10, 26.11, 4.12 im Theater Rigiblick



Motivation lernen

Wir kennen es alle aus unserem Alltag im Studium: Die Professorin leiert ohne Atempausen ihr Skript herunter, während die Studierenden ab der zweiten Reihe friedlich dösen. Niemanden kümmerts, Hauptsache, man hat sich in die Präsenzliste eingetragen. Wenn wir dann nach einem langen Tag nach Hause kommen, ist es schwer, sich nochmals aufzuraffen, um die Folien durchzugehen. Lieber streichelt man die Katze oder schaut fern. Das Studium als mühselige Pflicht ist kein Spass.

Der diesjährige Tag der Lehre widmet sich der herausfordernden Kunst des Motivierens. «Ohne Motivation können Lernen und Lehren nicht erfolgreich funktionieren», heisst es im Programm. Doch wie macht man sie sich zu eigen, die Motivation? Fliegt sie einem zu, oder muss man sie sich erarbeiten? Soll sie von den Dozierenden ausgehen oder kann man erwarten, dass die Studierenden sie mitbringen? Muss man an seinem Studienfach intrinsisch interessiert sein, oder studiert es sich gar leichter, wenn man sich wegen guter Job-Aussichten durch die Vorlesungen kämpft?

Darüber sollen Lernende und Lehrende am Mittwoch, 4. November, zusammen nachdenken und diskutieren. Neben den Veranstaltungen, Workshops, Vorträgen und Diskussionsrunden der Institute der Uni finden auch Ausstellungen des VSUZH und des Sprachenzentrums statt. An der Abschlussveranstaltung in der Aula wird der diesjährige Lehrpreisträger, Professor Rolf Sethe (Privat-, Handels- und Wirtschaftsrecht), im Dialog mit einem Studenten der Rechtswissenschaft Einblicke in seine Lehrmethode geben. Schliesslich wurde sie von den Studierenden als besonders packend bewertet. Anschliessend zeichnet der Rektor die Semesterpreisträgerinnen und -preisträger des letzten Jahres aus. Wer weiss: Vielleicht motiviert einen die Konkurrenz dazu, ab jetzt nur noch hervorragende Seminararbeiten abzugeben – womöglich gibt es nächstes Jahr einen Preis dafür. [sef/nik]

Der Tag der Lehre findet am 4.11. statt. Programm unter: www.tagderlehre.uzh.ch

Zürichs neue Elektrojugend

«Miteinander Musik» machen Techno und sehen sich als kritische Geister – geht es wirklich um mehr als Partys und Drogen?

Oliver Camenzind, Severin Frohofer (Text) und Sina Jenny (Bild)

Wenn im Club die Bässe poltern wie Grossvater auf der Kellertreppe, wenn verspielte Synthesizerlinien das Trommelfell kitzeln, wenn trotz Rauchverbot nur schemenhafte Gestalten erkennbar sind wie Schatten im Nebel, sich verschwitzte Körper rhythmisch zuckend aneinanderreiben, die Luft in Scheiben geschnitten werden kann, Pupillen gross wie Fünfräppler werden, die Kaugummi kauende Meute pfeift und jubelt – dann ist der DJ der Zeremonienmeister der zufälligen, wogenden Masse. Bis in die späten Morgenstunden.

Miteinander Musik machen

Im Studio von «Miteinander Musik» in Wipkingen ist davon wenig zu spüren. Im Hauptquartier des Techno-Labels riecht es nach ausgedrückten Zigaretten, halbleere Joghurtbecher stehen am Boden, und im durch die grossen Fenster ein-

fallenden Herbstlicht sieht man den Staub tanzen. Luke Redford alias Lukas Hess bietet zu trinken an und

macht es sich neben den sieben Anderen auf einem der zahlreichen Sofas bequem. «Miteinander Musik» ist ein Kollektiv von ursprünglich zwölf Freunden, die sich vor bald vier Jahren auf Initiative von Jan Bühlmann, Manuel Fischer und Lukas zusammengeslossen haben. «Wir alle machten Musik, und es war klar, dass wir daraus etwas machen wollten – und zwar gemeinsam», sagt Alessandro, den man im Club als Rearte kennt. Heute umfasst das Label 20 Mitglieder – inklusive Steffi, der «Quotenfrau», wie sie lachend genannt wird. Fast alle studieren. Aber noch immer verstehen sie sich mehr als Kumpels mit gemeinsamer Leidenschaft für elektronische Musik denn als Unternehmen. «Es sind in den letzten Jahren

viele neue Freundschaften entstanden, die über das übliche Kontakteknüpfen hinausgehen», so Lukas.

Techno als Haltung

Ihr gemeinsames Ding ist Techno und hat in Zürich eine lange Tradition. In den Neunzigerjahren gehörte die Limmatstadt zu den ersten europäischen Hochburgen des neuen Stils. Mit der Zeit verlagerte sich das Geschehen allerdings zusehends in andere Städte, vornehmlich nach Berlin, und in Zürich wurden andere Musikrichtungen populärer. Die Szene schrumpfte auf wenige Labels und Lokale zusammen, bis dann in den letzten Jahren eine junge Generation, zu der auch die DJs und Produzenten von «Miteinander Musik» gehören, das Genre wieder entdeckte und die alte Energie nach Zürich zurückbrachte. Das ist den Studenten besonders wichtig: dass man Techno auch als Haltung versteht, die Konventionen in Frage stellt und Alternativen entwirft. Techno sei ein Lebensentwurf, es gehe um mehr als blosser Unterhaltung.

Die Verfechter dieser Idee, zu denen sich auch Nikolaj und Alessandro zählen, teilen ein «politisches Grundverständnis» einer Stadt als Raum, den alle miteinander teilen müssen, so Lukas. Im Moment seien zwar einige Leerbestände vorhanden und «die Situation aktuell recht in Ordnung». Wunschlos glücklich ist Nici, der neben Lukas an seiner Zigarette zieht, trotz alledem nicht: «In Zürich wird zu viel auf Vorrat abgerissen oder zu stark aufgewertet. Das verunmöglicht sehr viele spannende Entwicklungen bereits von vornherein.»

Zwischen Erfolg und Underground

Seit sich eine neue Generation von DJs und Produzenten wieder vermehrt mit Techno auseinandersetzt und die Musik

«Techno ist ein Lebensentwurf.»



dadurch an Anerkennung gewonnen hat, können Labels wie «Miteinander Musik» ein grösseres Publikum erreichen und erfolgreich sein. Da ist es einerseits schwierig, sich nicht zu verliehen und seine Glaubwürdigkeit beizubehalten. Andererseits würde es auch dem Prinzip der Offenheit widersprechen, wenn man sich allzu sehr zurückzöge und «zu underground und damit elitär» würde. So muss man aufmerksam und selbstkritisch sein, vor allem aber darf man sich nie allzu ausgiebig auf seinem Erfolg ausruhen, sonst verschwindet man schnell von der Bildfläche. Zum DJ-Sein gehöre denn auch mehr als Feiern, behaupten die Musiker: Es stecke ein enormes Mass an Effort hinter den jeweiligen Sets, den nur jemand erbringen könne, der mit viel Leidenschaft an die Arbeit gehe.

Das Umschalten zwischen Rausch und Konzentration, Tag- und Nacht- leben, Kreativität und Zuverlässigkeit verlangt den Musikern viel ab. «Wenn es sich machen lässt, behalte ich mir den Montag frei», sagt Alessandro, der sich

mit Filmwissenschaften und Populären Kulturen beschäftigt, und grinst. Nicolaj, der an der ETH Maschinenbau studiert, klinkt sich während der Prüfungsphase jeweils mehrere Monate vollständig aus. «Das funktioniert nur, weil ich auch dann von der Gruppe getragen werde.» Beim durchschnittlichen Clubgänger ist die Aufmerksamkeitsspanne bereits nach einer schlaflosen Nacht gleich Null. Da ist es verständlich, wenn einem DJ nach einem durchgemachten Wochenende – «mit allem, was dazugehört», wie Lukas nüchtern anfügt – im Hörsaal einmal die Augen zufallen. «Bei Vorlesungen mit Präsenzplicht habe ich auch schon ein Kissen mitgenommen und geschlafen. Sonst hätte ich die Punkte nicht gekriegt.»

Ungewisse Zukunft

Der Erfolg hat auch seine süssen Seiten: Das mit Equipment gefüllte Studio des Kollektivs umfasst ein halbes Stockwerk in einem alten Geschäftshaus, das Label trägt sich finanziell selbst. Dazu kommt, dass sich die Musiker bereits dadurch

einen Traum erfüllt haben, dass sie ihre eigenen Produktionen auf Vinyl pressen lassen und verkaufen können. Mitunter können sie sich sogar aussuchen, wo sie auftreten möchten: «Es gibt Veranstalter, die zwar unseren Geschmack teilen, bei denen die Musik aber einen anderen Stellenwert hat, als wir uns das vorstellen. Dort lehnen wir Angebote ab», sagt Lukas. Diese Integrität ist aber nicht bloss ein Luxus, den sie sich leisten, sondern Teil ihrer Haltung, die sie um jeden Preis wahren wollen.

Auf eine Antwort auf die Frage, wie es in Zukunft mit ihrem Projekt weitergeht, können sich die Freunde allerdings nicht einigen. Auch auf ihrer Website wollen sie sich nicht festlegen: «Miteinander machen wir Musik und leben unsere Ideen aus. Wie weit und wohin es uns treiben kann, weiss nur die Limmat.» Eines aber ist sicher: Auch die neuen Ufer, zu denen sie aufbrechen, werden mit dröhnenden Bässen, verschwitzten Körpern und verschlafenen Vorlesungen aufwarten. ◇



Schweizerisches

Sozialarchiv

Stadelhoferstrasse 12, 8001 Zürich
www.sozialarchiv.ch

Bibliothek

Bücher, Dokumente, Medien

zu den Themen Gesellschaft, Politik, Arbeitswelt, Sozialpolitik, Bildung und Kultur für Studium und Forschung

Tages- und Wochenzeitungen sowie Online-Pressekokumentation im Lesesaal

Öffnungszeiten

Lesesaal:

Montag bis Freitag	08.00-19.30
Samstag	09.00-16.00

Ausleihe und Information:

Montag bis Freitag	09.00-19.30
Samstag	11.00-16.00

Veranstaltungen im aki



Living Library

Sonntag, 25. Oktober, ab 14:00 Uhr

Anstelle von Büchern kann man an der Living Library Menschen für ein Gespräch ausleihen. Was bedeutet Privatsphäre für sie? Auf der „Leseliste“ stehen u.a. ein Hacker, ein Sehbehinderter und ein Flüchtling.

Helden, die keine sein wollten

Donnerstag, 5. November, 20:15 Uhr

Dokumentarfilm und Gespräch.

Bewohner eines französischen Dorfes versteckten Juden, Dienstverweigerer und andere Verfolgte während dem zweiten Weltkrieg - und riskierten dabei ihr eigenes Leben. Wir zeigen den Film, der Mut macht, den eigenen Weg zu gehen im Beisein der Filmemacher.

Is(s)t Bio besser?

Donnerstag, 19. November, 20:15 Uhr

In unserem Alltag spielt Ernährung eine grosse Rolle. Wir sind täglich damit konfrontiert. In seinem Referat wird Daniel Bärtschi, Geschäftsführer von Bio Suisse, zum Thema der biologisch produzierten Lebensmittel referieren und mit uns darüber diskutieren.

aki, kath. Hochschulgemeinde, Hirschengraben 86,
8001 Zürich, info@aki-zh.ch, www.aki-zh.ch

ABS-Geldgespräche 2015/16

IM BANNE DES GELDES

Was macht Geld zu Geld? Wer darf es schaffen? Gibt es ein Grundrecht darauf? Was ist, wenn Staaten zu viel davon ausgegeben haben? Um diese und andere Fragen geht es an den ABS-Geldgesprächen 2015/16.

Donnerstag, 5. November 2015, 18.15 bis 19.30 Uhr

Finanzpriestertum

Die sakrale Hypothek des Geldes



Christoph Türcke, studierter Theologe und emeritierter Professor für Philosophie in Leipzig

Die weiteren Geldgespräche:

Mittwoch, 2. Dezember 2015, **Die Schweiz als Rentenanstalt**, Oswald Sigg
Donnerstag, 25. Februar 2016, **Geld aus dem Nichts**, Mathias Binswanger

Alle Geldgespräche sind öffentlich und kostenlos.
Sie finden im ABS-Hauptsitz, am Amthausquai 21 in Olten statt.
Die Platzzahl ist beschränkt.
Bitte melden Sie sich an über www.abs.ch/geldgespraeche
Dort können Sie das bisherige Geldgespräch nachhören.



Leisten Sie sich eine eigene Meinung.





digitec.ch

Preiswerte Notebooks

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz



899.– statt 949.–

Lenovo Yoga 500

Das Leben ist vielseitig und so solltest du auch dein Notebook nutzen können: Dank 360° Multimodus als Laptop, Tablet, Stand und Zelt.

- 15.6"-Full-HD-Display • Intel Core i7-5500U, 2.4–3GHz • 8GB DDR3L-RAM • 256GB SSD
 - Nvidia GeForce 920M, 2GB • 2x USB 3.0, USB 2.0, HDMI • 39x26x2.2cm, 2kg • Windows 10
- Artikel 5618999



SHOW ROOM

599.– Asus X555LA

Kompaktes Allround-Notebook mit leistungsstarkem Intel Core i7-Prozessor.

- Entspiegeltes 15.6"-Full-HD-Display • Intel Core i7-5500U, 2.4–3GHz
 - 8GB DDR3L-RAM • 500GB HDD • Intel HD Graphics 5500
 - DVD±RW-Brenner • 2x USB 3.0, USB 2.0, HDMI, VGA • 38x26x2.6cm, 2.3kg • Windows 10
- Artikel 5618206



SHOW ROOM

499.– HP 250 G4

Solides Einsteiger-Notebook mit entspiegeltem Display und dedizierter Grafikkarte.

- Entspiegeltes 15.6"-Display • Intel Core i5-5200U, 2.2–2.7GHz • 8GB DDR3L-RAM • 500GB HDD • AMD Radeon R5 M330, 2GB • DVD±RW-Brenner • USB 3.0, 2x USB 2.0, HDMI, VGA • 38x26x2.5cm, 2.5kg
- Windows 10 Artikel 5615169